

Zu schön zum Schlachten

Im Wallis lebt eine bisher unbekannt Ziegenrasse. Die Kupferhalsziege landet allerdings meist beim Metzger. Nun soll sie gerettet werden. *Von Andrea Six*

Verspottet und verwurstet hat man sie, die Ziege mit dem langen Haarkleid. Da sie vorne rot und hinten weiss gefärbt ist, hielt man sie bisher lediglich für eine Schwarzhalsziege, der die Sonne das Fell aufgehellt hatte. Und diese Walliser Ziegenrasse hat vorne schwarz zu sein. Das wurde so manchem roten Exemplar zum Verhängnis, denn die vermeintlich falsch gefärbten Tiere waren für die Züchter uninteressant und kamen zum Metzger.

Aber es steckt wohl mehr in der roten Ziege, als man bisher meinte. «Die rötlichen Haare sind nicht ausgebleicht, sondern von der Wurzel an rot, und die Farbe ist erblich», sagt Philippe Ammann von Pro Specie Rara. Die Stiftung mit Sitz in Aarau bemüht sich darum, die Vielfalt von Nutztier- und Nutzpflanzen zu erhalten. Die rot-weisse Ziege hat man vorläufig «Kupferhalsziege» getauft. Derzeit versuchen Ammann und sein Team, alle verbliebenen Kupferhalsziegen aufzuspüren und die Besitzer von ihrem Wert zu überzeugen. Einige wenige Tierhalter haben bis heute die roten Tiere aus reiner Liebhaberei weitergezüchtet. «Bisher konnten wir 15 Exemplare im Wallis und im Berner Oberland finden», so Ammann.

Wertvoll sind die roten Ziegen in kulturgeschichtlicher Hinsicht. «Wer die Schweizer Landwirtschaft verstehen will, muss auch die Tiere kennen,

mit der sie gewachsen ist», sagt Ammann. In historischen Quellen tauche immer wieder die heute ausgestorbene italienische Kupferziege auf. Diese gelte als Urahnin der Walliser Schwarzhalsziege. Und möglicherweise trage die heutige Kupferhalsziege diese alten Gene mit sich. Sobald mehr rote Exemplare gefunden sind, will Ammann das Erbgut der Tiere untersuchen lassen.

Geiss macht Filmkarriere

«Wenn zu wenige Tiere auftauchen, wird es sicher nicht leicht, die Rasse zu erhalten», sagt Peter Vögeli vom Institut für Nutztierwissenschaften der ETH Zürich. Eigentlich benötige man 1000 Weibchen, damit es keine Probleme mit Inzucht und Erbkrankheiten gebe. Auch für einige andere der 70 000 Ziegen in der Schweiz werde es langsam eng. Von der braunen Stiefelgeiss etwa gibt es noch 700 Exemplare. Dabei macht die zottelige Ziege bald als Filmstar Karriere: Bei der Pfahlbauer-Serie des Schweizer Fernsehens gehört sie zur lebenden Ausstattung für die Steinzeit-Siedlung. «Zwar gab es in der Steinzeit vor 4000 Jahren keine der heutigen Ziegenrassen», erklärt Ammann. Pro Specie Rara wählte jedoch die Stiefelgeiss für die Serie aus, da sie den frühen Rassen am nächsten ist.

Auch die Kupferhalsziege existiert kaum länger als 100 Jahre. Ältere Rassen gibt es heute nicht mehr. Vor



Die Kupferhalsziege könnte eine der ältesten Ziegenrassen der Schweiz sein. (Pro Specie Rara)

70 Jahren legte man die Standards für die heutigen 10 Ziegenrassen fest und teilte ihnen alle vorhandenen Ziegen zu. «Davor hatte jede Region ihre eigene Ziege gezüchtet», so Ammann. «Die einen nennen es Chaos, die anderen schwärmen von der damaligen Vielfalt.» Aber auch mit den 10 verbliebenen Rassen ist die Schweiz gut bestückt: In den USA gibt es gerade einmal 3 einheimische Ziegenrassen.

Neben dem einmaligen Einschnitt in die Rassenvielfalt unterstützt auch ein anderes Phänomen den Rückgang von Nutztierassen weltweit. «Rassen ver-

schwinden, weil die technische Entwicklung heute den Transport der männlichen Samen in die ganze Welt erlaubt», erklärt Lukas Keller vom Zoologischen Museum der Uni Zürich.

Samen aus aller Welt

Ein Landwirt in den USA kann seine Kühe mit Spermia eines preisgekrönten Stiers aus Europa besamen lassen. Auf einheimische Rassen muss er nicht unbedingt zurückgreifen. Das war früher anders. «Bei Völkerwanderungen hat der Mensch seine Nutztiere stets mitgenommen», sagt Keller. So sei im Erb-

gut der Tiere auch die Information über die Ursprungsländer ihrer Vorfahren enthalten. «Die Gene tragen sozusagen ein geografisches Gedächtnis.» Bei der Kupferhalsziege wären dies nicht nur genetische Informationen der italienischen Vorfahren. Auch Erbgut aus Afrika trägt die rote-weisse Walliserin in sich. Die ursprünglichen Afrika-Gene seien dann mit der Völkerwanderung vor rund 1000 Jahren ins Wallis gelangt, so Ammann.

Meldestelle für seltene Tierrassen im Internet: www.prospecierara.ch

Mensch und Medizin



ILLUSTRATION: RENÉ LEUTENEGER

Mit Mineralwasser gegen den Frosch im Hals

Manche Leute könnte man umbringen, und dies nur wegen eines einzigen, dafür aber von diesen permanent abgesonderten Geräuschs. Die Rede ist von den zwanghaften Räusperern, die offenbar dauernd den sprichwörtlichen «Frosch im Hals» haben. Der Drang zum, wie es im Englischen so schön präzise heisst, «throat clearing» – dem Befreien der Kehle von subjektiv bedrückendem Material – kann durch eine harmlose medizinische Problematik bedingt sein. In manchen Fällen dürfte es sich aber auch um eine zwanghafte, die Grenze zum Neurotischen überschreitende Verhaltensweise handeln. In der Mehrzahl der Fälle liegt die Wahrheit wohl in der Mitte.

Der Ort des Geschehens ist der in der medizinischen Fachsprache als Oropharynx und Nasopharynx bekannte Bereich. Dieser reicht vom Beginn des Schlundes gleich hinter dem weichen Gaumen bis hinab zum Kehlkopf, unserem Sprechorgan. Die Räusperer haben das Gefühl, dass sich auf diesen Schleimhäuten «etwas» befindet, das fortgerührt werden muss.

Manchmal findet sich tatsächlich ein Eindringling in der Kehle. Bei Erkrankungen der Nasenschleimhaut etwa oder einer allergischen Reizung wird ein Sekret abgesondert, das teilweise in die Kehle hineinfliesst und kann diese Schleimabsonderung infiziert, wird sie meist dickflüssiger und verursacht besondere Pein: Betroffene haben das Gefühl, eine Substanz lege sich auf den Kehlkopf und lähme nicht nur die Stim-

me, sondern auch die Fähigkeit zum Atmen. Dieses bedrückende Gefühl lässt sich meist nur mit einem besonders lauten, besonders lang anhaltenden Räuspern bekämpfen. Aber auch andere Krankheiten können das Fremdkörpergefühl in der Kehle fördern: zum Beispiel das Aufstossen von Flüssigkeit aus Magen und Speiseröhre sowie Asthma. Doch allzu häufig findet sich gar kein erkennbarer Grund für die Symptome, und entsprechend fehlt auch eine geeignete Therapie. Das könnte sich jetzt ändern.

Nick Jones von der HNO-Klinik am Queens Medical Center im englischen Nottingham hat in einer Studie die Wirksamkeit einer simplen Massnahme belegt («Journal of Laryngology and Otology», Bd. 121, S. 354). Er hat mehr als 70 Patienten mit chronischer Räusperneigung angewiesen, eiskaltes kohlenstoffhaltiges Wasser zu trinken, sobald sie das Bedürfnis verspüren, ihre Kehle zu reinigen.

Das Ergebnis war beeindruckend: Rund zwei Drittel der Studienteilnehmer beschrieben eine deutliche Besserung der Symptome, der Anteil jener, die ein Gefühl von «exzessivem Schleim» in der Kehle hatte, sank von 40 Prozent auf weniger als 10 Prozent. Und nicht wenige gaben nach Erprobung dieser einfachen und absolut nebenwirkungsfreien Therapie an, das scheussliche Gefühl im Hals nicht mehr alle paar Minuten, sondern nur noch alle paar Tage zu empfinden. *Ronald D. Gerste*

Neues aus der Wissenschaft

Gefährliche Passagiere

Mit Mitfahrern im Auto zu fahren, ist nicht nur ökologisch richtig, es ist auch unterhaltsamer. Doch es hat auch Nachteile, wie australische Wissenschaftler jetzt zeigen konnten: Suzanne McEvoy und ihre Kollegen von der University of Sydney befragten insgesamt 274 Autofahrer in den lokalen Krankenhäusern, die bei einem Verkehrsunfall verletzt worden waren («Journal of Accident Analysis and Prevention», im Druck). Die Angaben verglichen sie mit den Antworten von über 1000 zufällig ausgewählten Autofahrern, indem sie jeweils Unfallopfer Autofahrern gegenüberstellten, die am gleichen Wochentag zur gleichen Zeit unterwegs gewesen waren. Das Resultat ist eindeutig: Ein Beifahrer erhöht das Risiko, bei einem Unfall verletzt zu werden, um 60 Prozent – das entspricht etwa einer nassen Strasse. Mit jedem weiteren Passagier verdoppelte sich das Risiko. Dabei hatte sich nur ein Drittel der verletzten Chauffeure vor dem Unfall mit ihren Mitfahrern unterhalten oder beschäftigt. Am Steuer zu telefonieren, ist allerdings noch gefährlicher: Dabei vervierfacht sich das Risiko. *(kmr.)*

Mahagoni-Ernte

Die industrielle Abholzung des Regenwaldes in Zentralafrika hat in den vergangenen drei Jahrzehnten stetig zugenommen. Wissenschaftler konnten nun auf einem Gebiet, das hundertmal so gross wie die Schweiz ist, anhand von Satellitenbildern den Fortgang der Abholzung mitverfolgen («Science», Bd. 316, S. 1451): Die grösste Dichte von neuen Strassen zur Erschliessung des Waldes gibt es heute in Kamerun und Äquatorialguinea. In der



NADINE LAPORTE, WHRC

Republik Kongo ist dagegen die Wachstumsrate neuer Strassen am grössten. Meistens werden nur wertvolle Bäume wie Mahagoni aus dem Wald geholt. *(atb.)*

Fürs Gedächtnis vergessen

Es tönt paradox: Das Gedächtnis funktioniert besser, wenn es auch vergessen kann. Doch genau das haben Wissenschaftler der Stanford-Universität nachgewiesen («Nature Neuroscience», online). Die Gruppe von Brice Kuhl hat mit Hilfe bildgebender Methoden untersucht, wie Studenten zwischen wichtigen und unwichtigen Gedächtnisinhalten unterscheiden. Manche Banken verlangen, dass der Kunde alle sechs Monate ein neues Passwort gebraucht. Steht man vor dem Bancomaten, konkurrieren die alten Passwörter mit dem aktuellen. Wie die Wissenschaftler zeigen, kommt einem in einer solchen Situation das Vergessen zugute: Je effektiver die Studenten die irrelevanten

Informationen zu unterdrücken vermochten, um so besser gelang es ihnen, sich an relevante zu erinnern. *(tlu.)*

Das Mammut-Sterben

Die Mammuts sind nicht, wie bisher angenommen, zügelig, sondern schleichend ausgestorben, und sie haben ihre Ausrottung erst noch selbst eingeleitet, und zwar lange vor der Bejagung durch den Menschen («Current Biology», online). Genetiker um Ian Barnes von der Universität London wiesen anhand von genetischen Analysen an Zähnen und Knochen von 41 Wollhaarmammuts nach, dass die Tiere vor

60 000 Jahren neue, grössere Gebiete besiedelten, ohne dass dabei ihre Population anwuchs. Das schwächte die Tierart. Die Menschen haben den kleinen, zerstreuten Gruppen während der letzten Eiszeit nur noch den Rest gegeben. *(atb.)*



WWW.ZMUC.DK

Schluss-Strich von Oswald Huber

